

Rüdiger Zill

Dichte des Gedankens oder Rankenwerk eines esoterischen Vokabulars

Philosophische Kritik an der akademischen Sprache:
Zur Einleitung

Was sich unserem Verständnis der Sprache entzieht, kommt uns spanisch vor – und das schon seit leidlich fünfhundert Jahren. Schuld daran ist nicht etwa Don Quixote, der literarische Vorzeigespanier des 16. Jahrhunderts, denn er versteht ja alles nur zu gut, wenn auch auf seine eigene Weise. Schuld ist daran wohl eher Karl V., jener Kaiser auch der Deutschen, der aus Spanien kam. Sein Verhalten und die Sitten seines Hofstaats blieben rätselhaft, weil sie einem anderen Zeremoniell als dem heimisch-gewohnten gehorchten. Die Kritik am Unverstandenen war damit immer gleichzeitig Kritik an einem Herrschaftsgestus, auch wenn das heute eher verschwunden ist, wenn uns etwas »spanisch vorkommt«. Ähnlich ist es, wenn etwas als Fachchinesisch denunziert wird. Deutlicher aber noch als beim Spanischvorkommen bezieht sich hier die Kritik an der Dunkelheit einer Sache auf die Form ihrer Übermittlung. Die Fremdheit der Sprache wird dabei zur Fremdsprache. Darüber hinaus zu einer, die unseren Ohren nicht nur ganz unvertraut klingt, sondern auch zu einer, deren Zeichen selbst schon eine Wissenschaft für sich zu sein scheinen.

Fachsprachen – Fremdsprachen

Als Fachchinesisch erscheint der Jargon bestimmter Wissenschaften. Das fremde Vokabular insgesamt als fremde Sprache zu betrachten, hat immerhin eine historische Berechtigung. Die ersten wissenschaftlichen Fachsprachen waren fremde Sprachen im buchstäblichen, nicht nur im übertragenen Sinne. Die Universität nutzte das Lateinische für ihre Kommunikation. Sie setzte sich damit von der Volkssprache ab und behandelte das Wissen – ganz ähnlich wie die Kirche ihres – als Arkanum. Als Christian Thomasius im Jahr 1687 in Leipzig begann, seine juristischen Vorlesungen auf Deutsch zu

halten – zum ersten Mal an einer deutschen Universität –, war das zunächst ein Akt der Aufklärung. Die Anbindung an die Allgemeinheit, die damit erstrebt wird, geht aber zu Lasten einer anderen Allgemeinheit. Sie bedeutet nämlich auch eine gewisse Provinzialisierung. Der Diskurs der Humanisten etwa bediente sich noch des Lateins und verstand so mühelos die unterschiedlichsten europäischen Gelehrten zu verbinden. Da auch die neue – demokratisierte oder zumindest popularisierte – Wissenschaft die vertikale Vernetzung nicht völlig an Stelle der horizontalen setzen konnte, brauchte die Forschung doch wieder eine *lingua franca*: unter höfischem Einfluss zunächst ein Stück weit das Französische (am prominentesten bei Leibniz), immer mehr aber natürlich das Englische. Das führt – wenn es nicht doch die heimliche Wiedereinführung der Fachsprache bedeutet – zu einer Verdopplung der Kommunikation. Der Wissenschaftler muss seine Sache mindestens zweisprachig verhandeln können, in seiner eigenen Nationalsprache und in der szientifischen Alphasprache.

Am Ende steht aber nicht einfach eine saubere Verdopplung. Was im Gefolge der Kommunikation in zwei Sprachen nicht ausbleibt, ist auch eine Vermischung beider Ebenen: Termini der führenden Wissenschaftssprache diffundieren in das volkssprachlich getarnte Idiom. Da finden sich dann so schöne Sätze wie (ich greife wahllos in meinen Bücherschrank): »Das Informationsverarbeitungssystem Buch ist der Komplexität unserer sozialen Systeme nicht mehr gewachsen. Allenthalben experimentieren Wissenschaftler mit Formen nichtlinearer Darstellung [...], Hypertext und Hypermedia sind ›umbrella terms‹ für die angestrebten Formen von Komplexitätsmanagement.«¹ Oder wenn es lieber etwas traditioneller sein soll: »Im selbstkonstituierten Medium Sinn ist es unerlässlich, Operationen an Unterscheidungen zu orientieren. Nur so läßt sich die für Rekursionen erforderliche Selektivität erzeugen.«²

Was sich so herausbildet, ist das, was wir im engeren Sinne Fach-Sprache nennen: Texte mit einem eigenen, teils aus fremden Sprachen importierten, teils extra angefertigten Vokabular. Das hat sicher viele Gründe; Denkökonomie ist darunter und auch das Be-

1 Norbert Bolz: *Philosophie nach ihrem Ende*, o.O. 1992, S.167

2 Niklas Luhmann: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, Frankfurt a.M. 1998, S.48

mühen, passende Ausdrücke für neue Sachverhalte zu finden. Oft ist es natürlich schlicht ein Ausdruck von habitueller Wichtigtuerei, vor allem da, wo es sich um die Umbesetzung geläufiger Worte handelt.

Sprachkritik als Methodenkritik

So wird dann immer wieder Kritik an dem wirklichen oder vermeintlichen Kauderwelsch geübt, nicht zuletzt in der Philosophie, bei der sie sogar zum innerdisziplinären Ritual gehört. Neue philosophische Theorien beginnen häufig auch mit einer Kritik an der Sprache ihrer Vorgänger. Platon warf den Sophisten Sprachverdrehung vor, und die neue, am Ideal der Mathematik geschulte Philosophie des 17. Jahrhunderts verdächtigte die Scholastik nur »nichtssagenden Schall« zu produzieren, Namen zu benutzen, die »neu sind«, doch deren »Bedeutung noch durch keine Definition erklärt worden« sei.³ Thomas Hobbes kennt eine ganze Reihe von Ursachen, warum seine Zeitgenossen Unfug reden. Er nennt es das »Privileg des Widersinns«, durch das der Mensch ausgezeichnet ist und das sein anderes Privileg, nämlich das, fähig zu sein, rational mit Wörtern zu kalkulieren, abschwächen kann. »Und die Menschen, die ihm am meisten ausgesetzt sind, sind die Professoren für Philosophie. Denn es ist völlig richtig, was *Cicero* an einer Stelle über sie sagt, nämlich, nichts könne so widersinnig sein, als daß es nicht in den Büchern der Philosophen zu finden wäre.«⁴ Es ist nicht nur ein genereller Mangel an Methode, der sie zu ihrem gelehrten Unsinn verleitet, sondern auch falscher Sprachgebrauch: Hypostasierungen zum Beispiel oder aber auch der Gebrauch von Metaphern und nicht zuletzt die Verwendung von »Namen, die nichts bedeuten, sondern von den Schulen übernommen und mechanisch gelernt worden sind wie *hypostatisch, transsubstantiell, konsubstantiell, ewiggegenwärtig* und ähnliches Kauderwelsch der Scholastiker.«⁵ Hobbes nimmt dabei die Stoßrichtung seines Vorgängers Francis Bacon auf, der selbst

3 Thomas Hobbes: *Leviathan oder Stoff, Form und Gewalt eines bürgerlichen und kirchlichen Staates*, hrsg. und eingel. v. Iring Fetscher, Frankfurt a.M. u.a. 1976, S.30

4 Ebd., S.34f.

5 Ebd., S.36

nicht nur für die Einhaltung einer richtigen Methode gestritten, sondern ihr schon ein Reinigungsverfahren an die Seite gestellt hat: seine Idolenlehre, die, bevor man mit der Konstruktion rechter Wahrheit beginnen könne, erst mal die Irrtümer zu beseitigen habe. Von seinen vier Arten von Idolen sind vor allem die des Marktes und die des Theaters auf die Sprache bezogen. Die Idole des Marktes sind Worte, die dem Verstand Gewalt antun, weil sie die breite Menge falsch gebraucht: »Sie verführen die Menschen zu leeren und zahllosen Streitigkeiten und Erdichtungen.«⁶ Eine spezifische Verkennung der Wahrheit durch die Sprache dogmatischer Philosophie bezeichnen die Idole des Theaters. Diese Art der Kritik an verderbter Sprache ist aber eine im Namen der Wahrheit. Bacon und Hobbes kritisieren vor allem einen unabsichtlichen Verblendungszusammenhang. Es geht ihnen in erster Linie um ein Versagen der Methode und dann erst um das der Sprache.

Sprachkritik als Institutionskritik

Das klingt schon etwas anders bei Arthur Schopenhauer, der durchaus niederen Vorsatz unterstellt. Der gelehrt klingende Jargon der Herren Fichte, Schelling und Hegel solle nur vom Mangel an Gedanken ablenken. Wie einst die Sophisten verkaufen sie sich, suchen das angenehme Leben statt sich der Wahrheit zu widmen. Weil sie nicht auf Einsicht hinarbeiten, können sie nicht anders als »Worte auf Worte, Phrasen auf Phrasen« häufen. Solch ein Philosoph ist jemand, der »doch nichts sagt, weil er nichts zu sagen hat, nichts weiß, nichts denkt, dennoch reden will und daher seine Worte wählt, nicht je nachdem sie seine Gedanken und Einsichten treffender ausdrücken, sondern je nachdem sie seinen Mangel daran geschickter verbergen«; bei ihren Schülern hinterlassen diese Lehrer eine Gehirnerweichung wie die »Franzosenkrankheit«: »der wüste, leere Wortkram hat ihre Denkkraft aufgelöst und verschwemmt«, ihre Lehren sind »eine Zusammenstellung von Worten, dabei dem gesunden Kopfe alles Denken ausgeht, ein Wischiwaschi, das ans Tollhaus erinnert«,

6 Francis Bacon: *Neues Organon*, hrsg. und eingel. v. Wolfgang Krohn, lat. u. deutsch, zwei Bände, Hamburg 1990, Bd.1, S.103 (Aph. 43)

»bloße Luft«, eine »Klappermühle«. Vor allem beherrschen sie einen Kunstgriff, »den verschmitzten Kniff, dunkel, d.h. unverständlich zu schreiben; wobei die eigentliche Finesse ist, seinen Galimathias so einzurichten, daß der Leser glauben muß, es liege an ihm, wenn er denselben nicht versteht«. Dagegen setzt Schopenhauer das Ideal allgemeiner Verständlichkeit: »Es ist wohl überflüssig, hier zu erwähnen, doch kann es nicht zu oft gesagt werden, daß im Gegenteil gute Schriftsteller stets eifrig bemüht sind, ihren Leser zu nötigen, genau eben das zu denken, was sie selbst gedacht haben: denn wer etwas Rechtes mitzuteilen hat, wird sehr darauf bedacht sein, daß es nicht verlorengelange. Deshalb beruht der gute Stil hauptsächlich darauf, daß man wirklich etwas zu sagen habe«. ⁷

Diese Art der Kritik zielt schon stärker auf die Sprache selbst. Sie sei ein Mittel, so wird unterstellt, um schlichtes Unvermögen zu vernebeln. Man habe in diesen Fällen nicht einfach aus Mangel an Methode geirrt, sondern bei vollem Bewusstsein die eigene Unfähigkeit zu kaschieren versucht. Schopenhauer hält seine Gegner für Leute, die nicht *für* die Sache leben, sondern *von* ihr. »Dem einen ist sie der Zweck, zu welchem ihr Leben das bloße Mittel ist; den andern das Mittel, ja die lästige Bedingung zum Leben, zum Wohlsein, zum Genuß, zum Familienglück, als in welchen allein ihr wahrer Ernst liegt«. Für Schopenhauer verbindet sich die Kritik an der Sprache gleich mit einer an der gesamten Institution: der Universität. Sie züchtet Individuen, die aus mehreren Gründen fremdbestimmt denken: zum einen, weil sie lieber gut leben wollen als sich der Wahrheit zu widmen, zum anderen, weil die Zwänge der Institution sie eher daran denken lassen, was sie weiter lehren können, als dem Neuen nachzuspüren, schließlich auch, weil sie den Geboten ihres Arbeitgebers, des Staates, zu willen sein müssen, also buchstäblich im Dienste der Obrigkeit lehren und schreiben, statt im Dienste der Sache. ⁸

7 Arthur Schopenhauer: »Über die Universitätsphilosophie«, in: ders., *Parerga und Paralipomena. Kleine philosophische Schriften* [1851], I. Teil, *Sämtliche Werke*, textkritisch bearbeitet und hrsg. v. Wolfgang Frhr. von Löhneysen, Bd.4, Stuttgart, Frankfurt a.M. 1968, S.189f., 199, 206f., 200ff.

8 Ebd., S.186, 197, 171ff.

Sprachkritik als Kritik der Macht

Eine ganz ähnliche Mischung findet sich häufig dort, wo von Außen-seitern gegen die Philosophie als akademischer Institution und ihre anerkannten Vertreter gestritten wird. So schreibt der freie Schriftsteller Günther Anders zum Beispiel im August 1963 an den alten Bekannten und Rivalen Theodor W. Adorno, inzwischen wohlhabender Ordinarius für Philosophie und Soziologie in Frankfurt am Main, es sei ihm unbegreiflich, »wie es möglich ist, auf der einen Seite als philosophischer Autor im prägnantesten Sinne ein Avantgardist zu sein; auf der anderen Seite aber eine offizielle Stellung zu bekleiden, um sich von denjenigen, denen man durch das, was man schreibt, die Achtung versagt, ehren zu lassen.«⁹ Der kritische Intellektuelle aus Wien wirft dem Frankfurter Professor also vor, er sei von seiner Position korrumpiert und habe habituell das übernommen, wogegen er inhaltlich anschreibe: einen Herrschaftsgestus. Der Vorwurf ist gravierender als der Schopenhauers gegen Fichte, Schelling und Hegel. Denn immerhin geben diese wenigstens nicht vor, *das* zu bekämpfen, in dessen Sold sie stehen. Anders mutet Adornos Position an wie ein Oxymoron, als wolle man »ein Professor Nietzsche« oder ein »surrealistischer Geheimrat« sein. Gleichzeitig vermisst Anders bei Adorno ein konkretes politisches Engagement (etwa gegen die atomare Situation oder die Notstandsgesetzgebung); an dessen Stelle setze Adorno etwas Aktionsähnliches – und das sei seine Art zu schreiben, ein dunkler, künstlich verrätseltes Stil, der den Leser dränge und bedränge.¹⁰ Adorno repliziert, indem er nun Anders seinerseits eine »wahre Besessenheit mit dem Gedanken an den Leser« vorwirft: »Bei meinem Zeug sind sie offenbar nicht einmal auf die Idee gekommen, daß es mir nicht um diesen geht, weder darum, ihn zu fangen, noch ihn zu brüskieren, sondern einzig um die möglichst adäquate und strenge Darstellung der Sache. [...] Möchten Sie, daß ich an sprachlicher Anstrengung, an Dichte des Gedankens, oder wie man das sonst nennen will, nachlasse? Fasziniert Sie Brechts Positivismus, der selbst ein Mißverständnis war? Muß ich Sie daran erin-

9 Günther Anders, Brief vom 27.8.1963, in: *Adorno. Eine Bildmonographie*, hrsg. vom Theodor W. Adorno Archiv, Frankfurt a.M. 2003, S.277

10 Ebd.

nern, daß der Schriftsteller nur soweit dem allherrschenden Bann zu widerstehen vermag, wie sein Produkt selbst einen Bann erzeugt? Ich appelliere an den Dialektiker in Ihnen.«¹¹

Bedrängt fühlt sich Anders aber nicht nur durch Adornos Schreibstil, er erinnert sich auch an Gesprächssituationen, in denen er sich von Adorno und seinem Wortschwall physisch in die Enge getrieben fühlte.¹² Damit macht er darauf aufmerksam, dass nicht nur die Schriftsprache ein wesentliches Merkmal der Philosophie sein kann, sondern auch die gesprochene. Martin Heidegger erscheint dabei als Adornos Pendant, der einen ähnlichen Effekt mit genau den entgegen gesetzten Mitteln erzielt: Er überwältigt nicht durch Druck, sondern durch Zug, durch zwanghafte Heranziehung, durch ein leises Murmeln, das die Zuhörer zwingt, sich auch physisch ganz auf ihn zu konzentrieren. In einer schönen Anekdote berichtet Anders von einem Abend bei Heidegger, in dessen Verlauf er ein Bonmot von Voltaire zitiert, nach dem es nicht genüge zu schreien, man müsse auch Unrecht haben. Diesem Satz stellt der Gast noch einen zweiten, symmetrischen an die Seite: »*Es genügt nicht zu murmeln, man muß auch recht haben.*« Heideggers Reaktion war ein hasserfüllter Blick: »Er fühlte sich durchschaut. Denn es war ja seine tägliche Taktik, durch nahezu unhörbares Murmeln eine totale Stille im Saal zu erzwingen und dadurch den Hörern einzureden, daß alles, was sie mindestens akustisch mitkriegten, auch ›unverborgen‹, also wahr, nein: *die Wahrheit*, sein müsste.«¹³

11 Ebd., S.282

12 Das Bedrängende an seinem Habitus haben auch andere Zeitgenossen zumindest für den jungen Adorno überliefert. Vgl. Stefan Müller-Doohm: *Adorno. Eine Biographie*, Frankfurt a.M. 2003, S.57ff., Lorenz Jäger: *Adorno. Eine politische Biographie*, Frankfurt a.M. 2003, S.188. Ernst Krenek schrieb über ihre erster Begegnung: »Er hatte einen sonderbar stechenden Blick und eine überdeutliche, aggressive Sprechweise, und ich mochte ihn überhaupt nicht.« Ernst Krenek: *Im Atem der Zeit. Erinnerungen an die Moderne*, Hamburg 1998, S.454, zit. nach Jäger, *Adorno*, a.a.O., S.63.

13 Günther Anders: »Heidegger-Erinnerung. März 1984«, in: ders., *Über Heidegger*, München 2001, S.11

Alternativen zur akademischen Sprache

Die Frage des richtigen und aufrichtigen Schreibens, die Angemessenheit von Stil und Sache, die Erreichbarkeit des Lesers und des Hörers, ohne dem Gegenstand untreu zu werden, all das sind Fragen, die in den Schriften von Günther Anders durchweg präsent sind. Wie wenige andere Philosophen hat gerade er über sprachlichen Ausdruck und stilistische Form der Philosophie nachgedacht, sie zum Gegenstand auch seiner schriftlichen Reflexion gemacht. So notierte er sich 1949 in sein Tagebuch: »Immer häufiger und immer deutlicher empfinde ich es als eine Chance, daß die Umstände es verhindert haben, mein Leben im Milieu akademischer Philosophie zu verbringen. Die Aufgabe, nur von Nichtphilosophen umgeben, weiterzuphilosophieren und Philosophisches in nicht-akademischer Sprache auszusagen, ist zwar täglich von neuem schwer. Dafür sind aber auch die Versuchung und die Gefahr, sich im Rankenwerk eines esoterischen Vokabulars zu verfangen und zu reden, ohne etwas auszusagen, ungleich geringer. Weniges ist für den Philosophen so heilsam wie der Zwang und die Gewohnheit, mit Menschen zu verkehren, die ihrem Beruf nachgehen und die, wenn sie reden, wissen, was sie reden ...«¹⁴

In solchen Überlegungen drückt sich aber nicht nur ein wie auch immer begründetes, wie sehr auch immer berechtigtes Ressentiment gegen eine Philosophie ohne feste Verwurzelung in der Realität aus. Die Kritik am Fachidiom ist ein Zeichen für ein tiefer liegendes Problem. Denn so oft eine neue, eine klare, eine methodisch saubere Sprache gefordert wird, so oft führt die Revolution zu einem sprachlichen Regime, das die Nachfolger wieder als Restauration und als Erstarrung im System verstehen. Immer wieder hat es Versuche gegeben, terminologischen System- und Schulbildungen zu entkommen. Während aber die Forderung eines Francis Bacon nach sauberer Methode der Alltagssprache dabei eher misstraut (ohne ihr in seinen eigenen Schriften untreu zu werden), setzen die Verfechter eines guten Stils wie Schopenhauer oder Anders gerade auf das allgemein verständliche Vokabular des Alltags, zu dem es zurückzukehren gelte.

14 Günther Anders: *Über philosophische Diktion und das Problem der Popularisierung* [1949], Göttingen 1992, S.19

Dass aber selbst solch eine Umkehr kein einfacher Ausweg ist, auch darüber geben die Texte von Günther Anders Auskunft. So erinnert eine andere Passage aus seinen Tagebüchern an ein Gespräch mit Kollegen, die gegen die Alltagssprache einwenden, sie sei längst verunreinigt mit Vorurteilen und sogar »zerfetzten Philosophemen«. Akzeptiert man diesen Einwand, muss man nach einem neuen Ausweg suchen. Den hat ein weiterer Teilnehmer jenes Gesprächs, das Günther Anders mitprotokolliert hat, parat. Er erinnert an Heideggers Forderung, man solle zu den Wortquellen zurückkehren. Allerdings finden sich auch gegen diese Lösung sehr schnell Einwände. Sie hat Anders selbst nur dazu veranlasst, trocken zurückzufragen, warum der Fluss weniger wahr sein solle als die Quelle.¹⁵ Darüber hinaus hat Heideggers Weg, bei den etymologischen Wurzeln der Sprache anzusetzen, selbst nur wieder zu einem Idiom geführt. Es war Theodor W. Adorno, der das als Teil eines Jargons der Eigentlichkeit kritisiert und ihn als »Rache des Mythos an dem nach ihm Begierigen« charakterisiert hat: »Kant, Hegel waren so kompliziert und so einfach, wie der Gehalt es ihnen aufnötigte. Heidegger aber unterstellt prästabilisierte Harmonie zwischen wesentlichem Gehalt und heimeligem Geraune.«¹⁶

Immer wieder zeigt sich, dass die Sensibilität für die Verformungen der Sprache anderer Philosophien nicht davor schützt, einen Stil zu entwickeln, der von vielen dann seinerseits wieder als Jargon empfunden wird. So ist es natürlich auch dem Kritiker des Kritikers, nämlich Adorno selbst, ergangen. Die Kritik, die Günther Anders an ihm geübt hat, ist schon erwähnt worden. Schnell sind seine sprachlichen Eigenheiten sogar von seinen Schülern – natürlich nur von denen, die sich seinem Stil nicht mimetisch angedient haben – parodiert worden.¹⁷ Manierismen wie die Adornos hatte auch Hans Blumenberg zum Beispiel im Blick, als er spöttisch die Gruppe der Philosophen in jene unterteilt, die parodierbar sind, und

15 Ebd., S.9f.

16 Theodor W. Adorno: *Jargon der Eigentlichkeit*, in: ders., *Gesammelte Schriften* Bd.6, Frankfurt a.M. 1997, S.448

17 Vgl. die »Neue Frankfurter Schule«, insbes. Eckhard Henscheid: *Wie Max Horkheimer einmal sogar Adorno reinlegte. Anekdoten über Fußball, Kritische Theorie, Hegel und Schach*, mit Zeichnungen von F.W. Bernstein, Zürich 1983, S.37–72, insbes. 55–57.

jene, die sich – wie Kant oder Husserl – dem widersetzen: »Keiner hat Adorno verstanden, aber alle haben nach wenigen Seiten kapiert, wie man es macht. Manierismen liefern Erfolg im Maße ihres Aufreizens zur Parodie – und das sieht dann aus wie gelungene Rezeption.«¹⁸ Blumenberg unterscheidet eine »dargestellte« Rezeption« von einer »gelingenden«. Pointiert gesagt wird eine Philosophie erst dann verstanden, wenn man sich aus ihrem Sprachduktus befreien kann.

Untrennbarkeit von philosophischem Gehalt und sprachlicher Gestalt

Man kann über Adornos Sprache schmunzeln oder sich über sie ärgern, sich über ihn lustig machen oder ihn verdammen, er bleibt doch einer der Autoren, die zu Recht immer wieder auf die Untrennbarkeit von sprachlicher Gestalt und philosophischem Gehalt hingewiesen haben. Ihre Sprachen sind den Philosophien wesentlich – und das gilt nicht nur für ihre Terminologie und nicht nur für ihren stilistischen Duktus, sondern auch für die Form. Adornos bekanntester Beitrag ist hier der über die Bedeutung des Essays für die Philosophie.¹⁹

Terminologie, Duktus, Form, über all diese Facetten, in denen sich das Verhältnis von Sprache und Philosophie darstellt, hat auch Günther Anders immer wieder nachgedacht. Er hat sich die Frage nach dem Bezug guter Theorie zur Alltagssprache nicht nur theoretisch gestellt, sondern in seinen eigenen Texten auch einen Weg gefunden, im Rahmen der Alltagssprache mit ihren Möglichkeiten zu spielen, die Bedeutung von Begriffen aufzudecken, ohne ins Raunen abzurutschen, ohne selbst wieder in einen Jargon zu verfallen. Er hat auch wie kaum ein anderer seiner Zeitgenossen mit den vielfältigen stilistischen Möglichkeiten gespielt und sie erforscht. Wenn Adorno ihm vorgeworfen hat, er habe eine »wahre Besessenheit mit dem Gedanken an den Leser« und dem die kompromisslose Treue

18 Hans Blumenberg: »Die Suggestion des beinahe Selbstgekonnten«, in: ders., *Ein mögliches Selbstverständnis*, Stuttgart 1997, S.89.

19 Theodor W. Adorno, »Der Essay als Form«, in: ders., *Gesammelte Schriften* Bd.11. *Noten zur Literatur*, Frankfurt a.M. 1997, S.9–33

zur Sache gegenüberstellt, so tut das Anders sicher Unrecht. Es geht Anders keineswegs um die Popularisierung von Gedanken, nicht darum, einem weniger beschlagenen Leser etwas nahe zu bringen, das ursprünglich in einer komplexen Fachsprache entstanden wäre und nun vermittelt werden müsste – so wie zum Beispiel die Relativitätstheorie nur mit Hilfe eines bestimmten wissenschaftlichen Vokabulars entwickelt werden konnte, dann aber allgemeinverständlich dargestellt werden sollte. Gerade weil Anders nur zu gut weiß, dass die Sprache philosophischer Texte unabweislich verbunden ist mit ihren Gegenständen, ist er so sensibel für Jargon und auch für Herrschaftsmechanismen, die sich in solchen Texten ausdrücken. Das geht nicht zuletzt auf eine Erfahrung zurück, die er mit Adorno und vielen anderen Intellektuellen seiner Generation teilt: die des latenten Sprachverlusts. Günther Anders' Gespür für Sprache ist auch die Sensibilisierung eines Exilanten, der das natürliche Umfeld seiner Muttersprache verloren hat. Und gerade weil Anders sich sehr wohl bewusst war, dass sich philosophische Theorien nicht nur durch das unterscheiden, *was* sie sagen, sondern auch dadurch, *wie* sie es sagen, und das dies Teil ihrer Aussage ist, wurde er nicht müde, mit der Sprache zu spielen und zu experimentieren, die Bandbreite ihrer Möglichkeiten auszuschöpfen.

Günther Anders als Anlass

Die Beiträge des vorliegenden Bandes nehmen ihren Ausgang von Günther Anders. Der äußerliche Anlass für die meisten der hier versammelten Beiträge war eine kleine Tagung, die das Einstein Forum in Potsdam aus Anlass des hundertsten Geburtstags und zehnten Todestags dieses ungewöhnlich sprachmächtigen Philosophen veranstaltet hat. Bewusst haben wir uns, als wir die Tagung planten, nicht auf den Technikkritiker oder den politischen Diagnostiker Günther Anders, als der er meist ausschließlich – und wohl auch durch eigenes Zutun – gesehen wird, beschränken wollen. Wir wollten darauf aufmerksam machen, wie sehr Anders aus der Sprache heraus philosophiert hat und wie sehr er auf sie reflektiert hat. Die Beiträge gehen aber weit über den unmittelbaren Anlass hinaus. Anders – so war die Vorgabe – sollte nur das Sprungbrett sein. Alle Autoren wollten über Eigenarten und Probleme der philosophischen

Sprache im allgemeinen nachdenken. Daher kommen im Folgenden auch Beiträge unterschiedlicher Reichweite zusammen: solche, die sich streng auf Anders beziehen, und solche, die ihn eher als Ausgangspunkt benutzen, um eigene Wege zu gehen.

Die ersten vier Texte dieses Bandes untersuchen das Themenfeld Sprache und Stil in der Philosophie unter einer allgemeineren Perspektive, wobei sie sich jeweils auf bestimmte Referenzautoren des 18. bis 20. Jahrhunderts beziehen: Kant und Wieland (Jan Philipp Reemtsma), Robert Musil und Ludwig Wittgenstein (Matthias Kroß), Martin Heidegger und Ludwig Wittgenstein (Dieter Thomä) oder Jacques Derrida, Jürgen Habermas und Stanley Cavell (Josef Früchtl).

Jan Philipp Reemtsma stellt die am weitesten reichende Kritikfigur in den Mittelpunkt seines Texts. Die Frage, ob man dem akademischen Jargon beim Philosophieren entkommen könne, ist für ihn schon falsch gestellt, weil die Probleme, die die Disziplin verhandelt, so sehr einem Glasperlenspiel ähneln, dass die Art der Sprache vor diesem Hintergrund völlig unbedeutend wird. Es kann gar nicht darum gehen, die Fragen der Philosophie aus einer Fach- in eine allgemeine Sprache zu übersetzen, weil diese Fragen nur innerhalb dieses eng begrenzten Fachs überhaupt einen Sinn haben; in den Alltag übersetzt werden sie belanglos. Um zu zeigen, wie es zu dieser Situation kam, rekonstruiert Reemtsma den historischen Moment, zu dem sich die Philosophie als solch ein esoterisches Fach konstituiert hat: in der Nachfolge Kants. Die zentralen Punkte der Kritik sind schon von dessen Zeitgenossen Christoph Martin Wieland ausgesprochen worden.

Ganz ähnlich attestiert auch *Matthias Kroß* Günther Anders ein notwendiges Scheitern. Kroß stellt Anders' Denken zunächst in die Tradition der Kritik an der Schulphilosophie. Er rekonstruiert dazu eine kleine Genealogie nicht-akademischer Philosophie von Schopenhauer und Nietzsche über Robert Musil und Ludwig Wittgenstein, die ein Stück weit auch die Geschichte des Perspektivismus ist. In dieser Geschichte der Außenseiter ist Günther Anders allerdings ein doppelter Außenseiter, da er nicht nur gegen den Universitätsjargon anschreibt, sondern auch gegen die Verformungen der Alltagssprache. Kroß analysiert Anders' sprachliche Figuren, die sich wie der Baron Münchhausen am eigenen Zopf aus dem Sumpf zu ziehen versuchen und attestiert ihm dabei eine Familienähnlichkeit mit

Ludwig Wittgenstein: Beide wollten der Spiegel einer *déformation professionnelle* sein. Allerdings trenne beide ein entscheidender Unterschied, anders als Musil und Wittgenstein verfallende Anders wieder in seine eigene Art des epistemologischen Exotismus; seine Kritik trete wieder an im Namen einer höheren philosophischen Wahrheit, wenn auch im negativen Gewand. Damit sei er in dieser Hinsicht ein Insider geblieben.

Dieter Thomä nimmt das Verhältnis der Philosophen zum Alltag generell in den Blick. Immer schon haben sie mit ihm gehadert, daher suchten sie nach Mitteln, ihn zu überwinden, nach Gegengiften. Thomä identifiziert zwei philosophische Gegengifte gegen den Alltag, den Anfang und die Einsicht bzw. das Staunen und das System. Allerdings erwiesen sich beide als kontraproduktiv, getrennt angewandt zerstören sie sich gegenseitig. Produktiv können sie nur werden, wenn sie in einer geringeren Dosierung angewandt werden. Die beiden prominentesten Vertreter eines mildereren Umgangs mit dem Alltag, die beiden »Immunologen«, sind Heidegger und Wittgenstein. Dabei hat Heidegger durchaus ein ambivalentes Verhältnis zum Alltag, denn er unterscheidet den positiven, d.h. den bodenständigen Alltag des Hauses und den negativen, d.h. bodenlosen des geschwätzigen Großstadtlebens. Wittgenstein hat dagegen einen deutlich positiveren Umgang mit dem Alltag, da seine Sprachspiele sich in ihm ereignen. Bei Wittgenstein gibt es keinen festen Boden; das Tragende ist vielmehr ein Geflecht, so als würden die Grundmauern vom ganzen Haus selbst getragen. Doch mit seiner Rehabilitierung des Alltags kommt er in Schwierigkeiten, sich vom Geschwätz, das auch bei ihm negativ konnotiert ist, abzugrenzen.

Wenn *Josef Früchtl* von den »vielen Stimmen der Philosophie« spricht, so ist das nicht nur im übertragenen Sinne von Stil, Schreibweise, persönlicher Tonlage zu verstehen, sondern auch als buchstäbliches Thema der Gegenwartsphilosophie. Ausgehend von Derridas Kritik am abendländischen Phonozentrismus, setzt er sich mit zwei Metakritiken an diesem Autor auseinander, zunächst mit Jürgen Habermas, der die Philosophie nicht einseitig der Argumentationsweise, der Vernunftform der Wissenschaft oder der Kunst und damit auch ihrer jeweiligen Sprache zuschlagen will. Aber noch bevor sich diese Alternative stellt, hat eine andere Ausdifferenzierung stattgefunden, die zwischen Alltagswelt und Expertentum. Philosophie muss vermitteln, zum einen zwischen Wissenschaft und Kunst, vor

allem aber auch zwischen Wissenschaft und Lebenswelt. Sie muss damit eine Ausdrucksweise finden, die die Kluft zwischen Fach- und Alltagssprache überbrücken kann.

Viel wichtiger wird für Früchtl aber Stanley Cavell, der der Stimme des Alltäglichen eine stärkere Bedeutung in der Philosophie einräumen will und daher auch die Autobiographie, als einer legitimen Form, ihr Ausdruck zu verleihen, mit einbezieht. Gleichzeitig ist die Philosophie aber ein prinzipiell demokratisches Unternehmen, in dem viele Stimmen erlaubt sein müssen. Gerade diese Vielheit der Stimmen ist es dann, die eine Stärke der Philosophie ausmacht. In ihr verbinden sich viele Rationalitätsaspekte, und damit viele Sprechweisen.

Günther Anders als Beispiel

Eine zweite Gruppe von Texten bezieht sich explizit auf Fragen der Sprache bei Günther Anders.

Konrad Paul Liessmann rekonstruiert zunächst systematisch die verschiedenen Aspekte, die sich bei Anders zu diesen Fragen finden lassen. Die alte philosophische Geste des Staunens erscheine auch bei Günther Anders wieder, allerdings als kämpferische. Er verweigere sich, so Liessmann, dem Selbstverständlichen, will nicht ohne weiteres verstehen, um nicht einem vorschnellen Einverständnis mit den Imperativen gegenwärtiger Produktion und Technik anheim zu fallen. Dafür will er auch seine Leser sensibilisieren. Er will damit auch aus dem Selbstverständlichen der Sprache heraus. Doch darf dies nicht auf Kosten der Verständlichkeit gehen (hier setzt er sich in Widerspruch zu Theodor W. Adorno, ein Streit, der in einem von Liessmann detailliert analysierten Briefwechsel aus den sechziger Jahren dokumentiert ist). Anders will den Leser erreichen, weil er ihn aus seiner Inaktivität befreien will. In diesem Zusammenhang hat er auch lange auf die Alternative Kunst oder Philosophie reflektiert, mit beiden Formen experimentiert. Immer wieder macht er dabei aber die Erfahrung, dass er auf taube Ohren stößt; er schreibt das einer generellen Sprachvergrößerung und -verarmung, einem Verlust an sprachlicher Souveränität zu. Anders schreibt damit gegen seinen Verdacht an, dass die von uns selbst geschaffene technische Wirklichkeit uns auch zum Verstummen bringt.

Dennoch ist es immer wieder nicht nur die Kritik an akademischen Formen des Schreibens, die Anders beschäftigt, sondern auch eine Auseinandersetzung mit künstlerischen Arten der Darstellung. So ist es denn vielleicht kein Zufall, dass ein Schriftsteller die wesentliche Triebkraft bei der Verleihung des Theodor W. Adorno-Preises der Stadt Frankfurt an Günther Anders im Jahr 1983 war. *Günter Kunert*, damals Stadtschreiber von Bergen-Enkheim und in dieser Funktion Mitglied der Findungskommission, beschreibt in seinem Beitrag die Umstände, die damals zur Verleihung des Preises an Anders führten. Was vor allem ihn dazu motivierte, sich für Günther Anders als Preisträger einzusetzen, kann man aus seiner Laudatio ersehen, die noch einmal in seinen Text mit eingeflossen ist.

Die Beiträge von Elke Schmitter und Rüdiger Zill setzen sich schließlich mit zwei bestimmten literarisch-philosophischen Formen des Schreibens auseinander. *Elke Schmitter* untersucht in ihrem Beitrag am Beispiel des in den dreißiger Jahren geschriebenen, aber erst 1992 veröffentlichten Romans *Die molussische Katakombe* die historischen Bedingungen der Fabel und fragt sich, in wie weit dieses Genre heute noch zeitgemäß ist. Der politische Zwang zur Verschlüsselung, der durch totalitäre Regimes bedingt ist, erzeugt eine Prosa, die Lesern, die diesen Zwängen nicht mehr unterworfen sind, merkwürdig steif erscheint. In einem Vergleich mit Jean-Paul Sartres Romanzyklus *Der Weg ins Freie* versucht sie ihr Unbehagen zu formulieren: Anders' Figuren sind bei Bertolt Brechts Herrn K. in die Lehre gegangen. Das beraubt sie, im Gegensatz zu den Figuren von Sartre, fast aller Erfahrungsmöglichkeiten. So erlaubt uns die Form der Fabel nicht, Einblick zu nehmen in das, was uns heute am meisten interessieren würde: die Art und Weise, wie Menschen die Diktatur erleben, wie sie von ihr geformt werden.

Günther Anders selbst hat das Repräsentative am Einzelschicksal immer betont. Eine Philosophie der Gefühle ist daher für ihn nur insofern interessant – um nicht zu sagen: nur möglich –, als das untersuchte Einzelschicksal ein Exempel für unsere emotionale Verfassung heute generell ist. Um dieser Verfassung nachzuspüren, bedient er sich in seinen Büchern daher oft der Form des Tagebuchs. Diese literarische Gattung, insofern sie bei Anders zu einer philosophischen wird, nimmt *Rüdiger Zill* näher in den Blick. Anders' Tagebücher zeichnen aber nicht nur die Erfahrungen des durch das Exil hindurchgegangenen Philosophen auf, sondern auch seine Er-

fahrungen als Autor, der aus seinem Vaterland und damit auch aus seiner Muttersprache vertrieben worden ist. Diese Erfahrungen teilt er mit einer Reihe von Emigranten. Nicht wenige Philosophen unter ihnen, neben Theodor W. Adorno und Ernst Bloch zum Beispiel auch Karl Löwith und Hannah Arendt, setzen sich damit auseinander, welche Bedeutung die (Mutter-)Sprache für die Formulierung des philosophischen Gedankens besitze. Einige von ihnen teilen dabei Heideggers Privilegierung des Deutschen als einer Sprache, in der man angeblich besonders gut philosophieren könne, gleichzeitig sind sie aber abgestoßen von den nationalistischen Implikationen dieses Gedankens. Dieses Dilemma führt zu einer generellen Debatte über die Auswirkungen der Sprache und der Sprachen auf die Gestalt des philosophischen Gehalts.

Den Abschluss bildet ein Text von *Odo Marquard*, in dem der Cavell'sche Gedanke von der Bedeutung der Autobiographie für die Philosophie nachzuhallen scheint. Marquard erzählt, wie er selbst im Laufe seines Studiums in Opposition zu den großen akademischen Jargons dieser Zeit: zu dem Heidegger'schen und dem der Frankfurter Schule, geraten ist. Er diagnostiziert diese Sprache als ein Surrogat für die verloren gegangene Selbstsicherheit des Faches. Insofern sympathisiert Marquard durchaus mit der Kritik von Günther Anders, allerdings sieht er ihn gleichzeitig in einen eigenen Sprachmonismus, den der apokalyptischen Warnung verfallen. Marquard setzt dagegen ein Plädoyer für einen philosophischen Sprachpluralismus. Nicht die Fachsprache an sich sei das Beklagenswerte, sondern die Verengung auf eine ausschließliche Redeweise. Er betont daher seine Verbundenheit mit seinem ehemaligen Lehrer, Joachim Ritter, der dem philosophischen Sprachpluralismus ganz konkret Gestalt gegeben habe, indem er die Begriffsgeschichte – und noch konkreter das *Historische Wörterbuch der Philosophie* – in das Fach eingeführt habe. Wie schon Josef Früchtel plädiert Marquard für eine Vielheit der philosophischen Sprachen, durch die man nicht nur frei von, sondern auch zu bestimmten Stilen werde. Gerade die philosophische Skepsis, die Marquard selbst verfißt, brauche aber den Stil im besonderen Maße, um uns für unsere Bereitschaft, die Texte zu lesen, zu entschädigen. Denn inzwischen ist die literarische und philosophische Welt von einer solchen Vielzahl von Gedrucktem bevölkert, dass es uns durch seine pure Präsenz bedränge.

Die hier versammelten Beiträge gehen – wie schon erwähnt – mit einer Ausnahme auf eine Tagung zurück, die am Einstein Forum in Potsdam stattfand. All meinen Kollegen danke ich für ihre tatkräftige Unterstützung, vor allem aber Susan Neiman, mit der ich die Tagung zusammen geplant habe. Liane Marz hat einigen Manuskripten zu ihrem Weg in den Computer verholfen, Kerstin Franzl und Martin Moraw haben mich beim Korrekturlesen unterstützt, und das Register ist das Werk von Lars Dreiucker. Vielen Dank an sie alle. Und schließlich gebührt mein Dank natürlich Thomas Egel vom Parerga Verlag, der sofort begeistert dazu bereit war, diesen Band in sein Verlagsprogramm aufzunehmen.

Potsdam im Mai 2006

